

Da trug sich an jenem Tage etwas zu, das ganz so aus-  
sah, als hätte sich das Christkind für den armen Wäldler ins  
Mittel legen wollen, das liebe Christkind, das den Reichen wohl  
glänzende Gaben bescheren mag, es sonst aber doch lieber mit  
den Armen hält.

Im Arrest hatten seit langem schon die Spinnen die Web-  
stühle aufgerichtet. An diesem Weihnachtsabend nun wurden  
sie durch den Pecher Lenz ein wenig gestört. Der Lenz zerriß  
sich seinen Bart vor Schmerz und Wut. Er dachte an sein  
schutzloses Heim, in dem ihn heute die Seinen vergeblich er-  
warten würden: das Weib in Furcht und Angst, in Verzweif-  
lung, das Kind schluchzend, bis es einschläft, — das ist ihre  
Weihnacht. Und er, der Lenz, der sich gehütet hatte sein Leben  
lang, daß er ein ehrlicher Mann verbleibe, saß jetzt im Gefäng-  
nis, wo vor ihm vielleicht ein Räuber gefessen hatte, wo nach  
ihm der Strolch sitzen würde. Das war seine Weihnacht!

Zornig ob des Waldfrevels und befriedigt zugleich, den  
Übeltäter erwischt zu haben, kehrte Gallheim in sein Herren-  
haus zurück. Dort war Wirrnis und Jammer.

Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war wie ge-  
wöhnlich am Nachmittag auf seinem Schimmel ausgeritten.  
Das Haus seines Vaters stammte aus dem sechzehnten Jahr-  
hundert und besaß eine Waffenkammer, in der sich mancherlei  
Rüstzeug befand. Nun war es heute dem Knaben eingefallen,  
derlei vom Reitknecht putzen und glätten zu lassen, daß es  
glänzte, und an sich zu hängen.

So war er mit Blechwams und Helm und Schwert aus-  
gezogen. Ein junger Ritter däuchte er sich und dachte an die  
Turniere und an die Burgfräulein, die er begehren und er-  
streiten wollte — und das feurige Roß trabte hinaus in den  
finsternen Wald.